

Nichts von dir soll übrig bleiben
Die Hexe Anna Weinhag aus Baden

Titelbild: The Miriam and Ira D. Wallach Division of Art,
Prints and Photographs: Picture Collection, The
New York Public Library. (1913). *German Women,
Seventeenth Century*. Retrieved from [http://digital-
collections.nypl.org/items/510d47e0-e006-a3d9-
e040-e00a18064a99](http://digital-collections.nypl.org/items/510d47e0-e006-a3d9-e040-e00a18064a99)

Titel: *Nichts von dir soll übrig bleiben*
Untertitel: Die Hexe Anna Weinhag aus Baden
Autorin: Dagmar Rumpf
Herstellung: verlag regionalkultur
Satz: Daniela Waßmer, vr
Umschlaggestaltung: Daniela Waßmer, vr
Endkorrektorat: Ann-Kathrin Schwarz, vr

ISBN 978-3-95505-205-8

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Diese Publikation ist entsprechend den Frankfurter Forderungen auf alterungsbeständigem und säurefreiem Papier (TCF nach ISO 9706) gedruckt.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2020 verlag regionalkultur

verlag regionalkultur

Heidelberg • Ubstadt-Weiher • Speyer • Stuttgart • Basel

Korrespondenzadresse:

Bahnhofstraße 2 • 76698 Ubstadt-Weiher

Tel. 07251 36703-0 • Fax 07251 36703-29

E-Mail kontakt@verlag-regionalkultur.de

Internet www.verlag-regionalkultur.de

Dagmar Rumpf

Nichts von dir soll übrig bleiben

Die Hexe Anna Weinhag aus Baden

verlag regionalkultur

Prolog

1636

I

Anna Weinhag saß – oder vielmehr lag – auf mehrere Kissen gestützt und halb darin versunken auf einem Ruhebett in der Stube. Martin, ihr Sohn, hatte sie wie jeden Morgen aus der Schlafkammer herübergetragen und sie so gebettet, dass sie von ihrem Platz aus fast das ganze Zimmer und durch die offene Tür einen Teil der angrenzenden Küche überblicken konnte. Es war ihm wichtig, dass sie nicht einsam in ihrer Kammer blieb, sondern Anteil am Familienleben nehmen konnte, dass sie, wie er sagte „unter die Leute kommt“. Erst wenn er sich überzeugt hatte, dass seine gebrechliche Mutter bequem auf der Bank gelagert war, verabschiedete er sich mit einem sanften Händedruck von ihr, gab seiner Frau einen Kuss auf die Wange, strich seinen Kindern übers Haar und begab sich entweder in seine Offizin oder, was in letzter Zeit immer häufiger vorkam, weil kaum Arbeit da war, zum Frühschoppen in den *Bocksberg*.

Anna verbrachte beinahe jeden Tag auf diese Weise zusammengekauert in der Wohnstube. Von Zeit zu Zeit schob sie sich mühsam ein wenig in die Höhe, um durch das Fenster zu schauen. Jedes Mal verzog sich ihr Gesicht vor Schmerz. Hatte sie es geschafft, atmete sie tief ein und saß dann für eine kurze Zeit beinahe aufrecht, bevor der gemarterte Körper wieder in sich zusammensackte. Wie sie so dalag, wirkte sie hilflos und zerbrechlich, doch strahlte sie trotz ihres hinfalligen Leibs die Würde einer Patrizierin aus. Auch wenn sie das Haus nicht mehr verließ, legte sie Wert auf ein anständiges Äußeres. Jeden Morgen legte ihr die Enkeltochter Rock und Mieder an, steckte die Ärmel fest, hüllte Anna dann in einen weiten Mantel, kämmte und flocht ihr langes, ergrautes Haar

und steckte es kunstvoll unter eine Haube. Annas Kleidung war schlicht, aber stets sauber und ordentlich.

Annas Blick schweifte durch das Zimmer, in dem ihr jeder Winkel seit ihrer Kindheit vertraut war. Es war eine ihrer frühesten Erinnerungen, als sie mit den Großeltern, den Eltern und dem Bruder aus Gernsbach kommend in das seit Jahren verwaiste Haus in der Badener Unterstadt eingezogen war. Sie konnte sich noch genau erinnern, wie sie der Mutter half, die Tücher von den Möbeln zu ziehen und wie der aufgewirbelte Staub im Licht der Sonne glitzerte, die durch die zum Lüften weit geöffneten Fenster hereinfiel. Die fröhliche Betriebsamkeit der Erwachsenen und der Eifer, mit dem die Mutter das alte Haus wieder mit Leben füllte, hatten sich tief in ihr Gedächtnis eingegraben. Damals schien ihr das große Haus prächtig wie ein Schloss. Anders als die meisten Häuser in der Stadt, die noch in der traditionellen Fachwerkbauweise errichtet waren und allenfalls auf steinernen Sockeln standen, war es ganz aus Stein und hatte ein Ziegeldach. Den hohen Giebel schmückten zierliche Voluten und kleine Obelisken. Blickfang der in einem warmen Erdton verputzten Fassade war ein eleganter Eckerker mit hübschen Butzenglasfenstern, den eine massive steinerne Säule vom Boden abstützte. Im Erdgeschoss des fünf Stockwerke hohen Gebäudes befand sich die Gewürzhandlung mit Lager, Offizin und Verkaufsraum, die schon Annas Urgroßvater betrieben hatte. Kunden traten durch eine hohe Tür von der Hauptgasse her ein oder kauften die Ware direkt am großen Ladenfenster. Zu den Wohnräumen in den oberen Stockwerken gelangte man durch einen Eingang in einer Seitengasse, der etwas erhöht und über Treppenstufen erreichbar war. Dieses Hauptportal war mit feinkannelierten Säulen und einem Schmuckgiebel hübsch dekoriert. Im Giebelfeld war das Familienwappen zu sehen, eine kunstvolle Steinmetzarbeit, die der Großvater einst von einem namhaften Steinmetzen der Straßburger Münsterbauhütte hatte fertigen lassen, nachdem die Familie zu einem gewissen Wohlstand gekommen war. Wenn man das Haus betrat, gelangte man zuerst in einen weiten Flur, der in einem Ausgang zur Gartenseite hin endete. In diesem Stockwerk befanden sich verschiedene Lager- und Vorratsräume sowie eine Kammer für den Knecht. Je eine hölzerne Treppe führte hinab in den Laden und hinauf in die Beletage. Hier waren die „gute Stube“ mit ihrer Erkernische, die Küche, das Schlafzimmer des Hausherrn

und seiner Frau sowie eine Kammer für die Großeltern, die sie selbst nun bewohnte. Im darüber liegenden Geschoss, das bereits in der Dachschräge lag, befanden sich weitere Zimmer, die je nach Bedarf verwendet wurden. Ihr Sohn Martin hatte in den ersten Jahren seiner Ehe hier gewohnt, bis, ja, bis sie und ihr Mann das Schlafzimmer im Hauptgeschoss geräumt hatten. Unterm Dach waren der Speicher, den kaum einer jemals betrat, und die Kammer der Magd.

Jahre später, als sie mit ihrem Mann Hans das Hauswesen übernommen hatte, hatten sie noch einmal gründlich investiert und vieles erneuert. Jetzt war alles in die Jahre gekommen, doch es fehlte an Geld für größere Reparaturen, selbst in der „guten Stube“. An den Fenstern waren einige Butzenscheiben zerbrochen, teilweise fehlten die Bleifassungen, so dass es bei schlechtem Wetter hereinregnete. Der Eckerker, der ihr als Kind so gefallen hatte, hatte sich bedenklich gesenkt, und Risse durchzogen die Wand. Die kostbare Eichenholzvertäfelung war wurmstichig, und auch am Mobiliar zeigten sich deutliche Spuren des Alters.

Als Kind hatte sich Anna stundenlang damit beschäftigt, wundersame Wesen in der Maserung der Holzvertäfelung zu sehen. Jetzt reichte ihre Sehkraft dazu nicht mehr aus; auf einem Auge war Anna blind, an Stelle des Augapfels klaffte eine hässliche, blutunterlaufene Wunde, die sie meistens mit einer Augenklappe bedeckte. Und ihr gesundes Auge war im Laufe des Alters zu schwach geworden. Dennoch konnte sich Anna noch jedes Detail ausmalen, und ein Lächeln umspielte ihre Mundwinkel.

Margaretha trat herein. Die älteste Enkeltochter hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, sich jeden Morgen mit einer Handarbeit zur Großmutter zu gesellen, sobald sie das Kleinvieh versorgt hatte. Sie schüttelte die Kissen auf und lagerte die alte Frau wieder bequem. Anna nickte ihr dankbar zu. Es rührte sie, dass das Mädchen ihr gegenüber so unbefangen war, dass sie insbesondere keinen Abscheu vor ihrem gebrechlichen Körper mit seinen vielen, entstellenden Wundmalen zeigte, die wahrhaftig kein schöner Anblick waren. Meistens war es Margaretha, die Anna morgens ankleidete, die sie wusch und ihr half, wenn sie ihre Notdurft verrichten musste. Jetzt setzte sie sich im Schneidersitz zu ihren Füßen auf den Boden und begann eine Flickarbeit. Anna beobachtete sie schweigend; flink setzten die Finger Stich um Stich. Früher hatte sie selbst ebenso dagesessen und ähnlich behände

die Nadel geführt. Mit ihren zittrigen und zerquetschten Händen war sie dazu schon lange nicht mehr in der Lage. Sie hatte immer ein fröhliches Lied auf den Lippen gehabt; Margaretha hingegen war für ihre 13 Jahre viel zu ernst. Sie war kaum fünf Jahre alt gewesen, als sie ihre Eltern verlor. Der Schwarze Tod hatte sie geholt, der seinerzeit in Straßburg grassierte. Unbeschreibliche Zustände herrschten damals in der Stadt. Sie war übervoll gewesen mit Flüchtlingen, die hinter den Stadtmauern Schutz vor einer entfesselten Soldateska gesucht hatten – oder die ihres Glaubens wegen verfolgt waren, so wie sie selbst und ihre Familie. Die Stadt hatte die vielen Menschen kaum fassen können, die Lebensmittel waren knapp und teuer geworden, die hygienischen Zustände katastrophal. In den Straßen häufte sich der Kot, bestialischer Gestank verpestete die Luft. Der Tod hielt reiche Ernte. Innerhalb weniger Tage waren zuerst Susanna, ihre Tochter, und dann Wilhelm, ihr Schwiegersohn, dahingestorben. Damals endeten die glücklichen Kindertage Margarethas mit einem Schlag, und das Mädchen wurde, viel zu jung noch, mit dem rauen Leben konfrontiert. Früh musste sie die Verantwortung für die drei jüngeren Brüder übernehmen, selbst nachdem sie alle in der Familie des Onkels Aufnahme gefunden hatten. Die Tante war mit fünf eigenen Kindern genug beschäftigt und nahm die Waisen eher aus Christenpflicht denn aus Zuneigung in ihrem Haushalt auf. Wie sollte sie in den schweren Zeiten vier weitere hungrige Mäuler stopfen? Anna wurde weh ums Herz, wenn sie an die schreckliche Zeit damals zurückdachte.

Margaretha riss ihre Großmutter aus ihren trüben Gedanken, ehe diese sich ihrer ganz bemächtigen konnten.

„Frag mich was“, forderte sie sie auf, und Anna willigte nur allzu gerne ein. Die Enkelin war so wissbegierig wie sie selbst einst gewesen war. Anna war gerne bereit, ihren Wissensdurst zu stillen. Dem Kind dieses und jenes beizubringen, bereitete ihr Freude und gab ihr das Gefühl, nicht ganz unnützlich zu sein. Außerdem vergaß sie darüber für eine Weile ihre Schmerzen. Konnte sie aufgrund ihrer Gebrechlichkeit im Haushalt nicht mehr mithelfen, so war doch ihr Gedächtnis noch so gut wie eh und je.

Anna überlegte kurz, dann fragte sie: „Ein Bauer hat ein Feld von zwei Joch und drei Vierteln, eines mit zwei Vierteln und ein drittes, kleineres Ackerstück von 60 Ruten. Wie viel Land besitzt er insgesamt?“

Margaretha legte die Stirn in Falten und rechnete. Als sie sich des Ergebnisses sicher war, sagte sie: „Drei Joch und zweieinhalb Viertel.“

„Richtig! Das war anscheinend zu leicht für dich. Ich muss mir eine schwerere Aufgabe ausdenken. Ein Wirt schenkt an einem Abend 46 Schoppen Wein aus, am anderen Abend 28, am dritten Abend 54. Von jedem ausgeschenkten Ohm hat er vier Maß an Steuern abzuliefern. Wie hoch ist die Steuer?“

Wieder legte Margaretha die Stirn in Falten und rechnete angestrengt nach. Dann sagte sie strahlend: „Es sind genau zwei Ohm, also muss er acht Maß Wein bezahlen.“

„Prima“, lobte Anna. „Mir scheint, das Rechnen macht dir keine Mühe. Aber weißt du auch dein Sprüchlein noch, das wir letztes Mal gelernt haben?“

Margaretha nickte eifrig. „Wir haben das fünfte Gebot behandelt, ‚Du sollst nicht töten‘.“

„Was ist das?“

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unserm Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun, sondern ihm helfen und fördern in allen Lebensnöten“, sagte Margaretha ohne zu stocken.

„Und nun das sechste Gebot“, forderte sie ihre Großmutter auf, „wie lautet das?“

„Du sollst nicht ehebrechen. Das ist: Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir keusch und züchtig leben in Worten und Werken und ein jeglicher sein Gemahl lieben und ehren.“

„Warte“, rief Margaretha und sprang zu einem kleinen Wandbrett, wo sie ihr Wachstäfelchen mit dem Griffel verwahrte. Als sie sich mit ihrem Schreibwerkzeug wieder zu Annas Füßen niedergesetzt hatte, begann die Großmutter, langsam Wort für Wort zu diktieren, und Margaretha mühte sich, die Worte in das Wachs zu ritzen. Den Griffel zu halten bereitete ihr deutlich mehr Mühe als die Nadel zu führen, aber sie war mit Feuereifer bei der Sache. Immer wieder bat sie die Großmutter, ihr einzelne Wörter zu buchstabieren, und diese freute sich über den Fleiß ihrer Enkelin.

Nebenan hantierte Euphrosina, die Schwiegertochter und Margarethas Tante, in der Küche am Herd. Sie war nervös. Annas Anwesenheit verur-

sachte ihr Unbehagen; seit die Schwiegermutter wieder im Hause lebte, kam es ihr vor, als läge ein Schatten über der Familie. Euphrosina wich ihr aus, nicht nur, weil der Anblick der hinfalligen Frau ihr unangenehm war, weil sie es kaum ertrug, ihr in das Gesicht zu sehen, das durch das blinde, vernarbte Auge entsetzlich entstellt war. Anna strahlte etwas aus, das ihr unheimlich war, ohne dass sie es hätte konkretisieren können. War es ihr Blick, der trotz der beeinträchtigten Sehkraft noch fest und unbeirrbar war? War es ihre bei aller Gebrechlichkeit stolze Beherrschtheit? Was, wenn in den alten Geschichten doch ein Körnchen Wahrheit steckte und Anna mit dem Teufel im Bunde stand? Zwei, drei Mal hatte Euphrosina versucht, mit ihrem Mann Martin über ihr Unbehagen zu reden, in der vagen Hoffnung, dass er sie von Annas Anwesenheit erlöse, doch der hatte sie jedes Mal streng zurecht gewiesen.

„Mutter ist vom Vorwurf der Hexerei freigesprochen, das weißt du so gut wie ich. Außerdem ist für sie zu sorgen nicht nur meine selbstverständliche Pflicht als Sohn, sondern entspringt meiner tief empfundenen Liebe zu ihr, der ich so vieles verdanke.“

„Sie ist deine Stiefmutter“, wagte Euphrosina einzuwenden.

„Gerade deshalb“, unterbrach Martin sie in scharfem Ton und fügte streng hinzu: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren‘ ist ein Gebot auch in der katholischen Kirche.“ Euphrosina biss sich auf die Lippen. Gerne hätte sie etwas erwidert, doch sie zog es vor, ihren Mann nicht weiter zu reizen, und schwieg.

Dass sich Margaretha um die Großmutter kümmerte, war Euphrosina einerseits recht, denn so blieb ihr diese Arbeit weitgehend erspart, und das Mädchen hatte eine Aufgabe. Andererseits gefiel es ihr gar nicht, wenn Anna das Kind, wie jetzt, in verschiedenen Disziplinen unterwies. Sie selbst verstand nichts davon, aber sie hatte das unbestimmte Gefühl, dass etwas falsch daran sei. Wozu musste ein Mädchen rechnen und schreiben können? Das weckte nur Begehrlichkeiten nach Zielen, die es ohnehin nie erreichen würde, und letztendlich würde das Kind nur unglücklich werden. Besser, man wusste nicht alles, zumal als Frau. Sie war sich sicher, dass ihr Mann gerade das an ihr schätzte, dass sie sich niemals in seine geschäftlichen Angelegenheiten einmischte und ihm stattdessen sein Heim in Ordnung hielt und den Haushalt gut verwaltete.